Nr. 71. XVI. Jahrgang. Auflage 100000 täglich. Freitag, 13. März 1908.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897. Expedition Nr. 4571, Verlag 548.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 15 Pf., für auswärts 20 Pf., für das Ausland 40 Pf. Textzeile 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungs- und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 80 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 85 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" 10 Pf. oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 70 Pf. pro Quart. 2,36 Mk. „ B ohne Illustr. Beilage „ 60 „ „ „ 2,08 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,55 Kr., pro Quart. 4,80 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,45 „ „ 4,35
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seiten 13 und 14.

Das große Geheimnis.

Die Zweite Kammer des sächsischen Landtages hat über den Antrag beraten die Verhandlungen der Wahlrechtsdeputation nicht länger geheim zu halten. Der Gedanke der Entschleierung des vieledlen Magistrats, Wahlrechtsdeputation geheißen, hat bereits eine gewisse Komik. Man denkt dabei an die Ueberschrift, die der geistvolle Anatom Hyrtl in seinem berühmten Handbuch der Anatomie über das Kapitel von der Jungfräulichkeit gesetzt hat. Numquam reparabitur. Die Chaperons des Wahlrechtsgeheimnisses haben ihre Sache so hübsch gemacht, daß von dem Jungfernschleier gar kein Fetzen mehr übrig war, als man im Landtag anfing, mit viel schönen Reden darüber zu streiten, ob dem makellosen Mägdlein der Gütel gelöst werden dürfe. Trotzdem hat man es fertig gebracht, den Antrag der Entschleierung der Deputation selber zu überweisen. „Das ist der Humor davon." Man darf neugierig sein, was der Bock mit dem Paradeislein anfangen wird, über das man ihn zum Gärtner setzte. Gräßliche Ahnungen schweben herauf. Als Herr Opitz auf Treuen in Treuen versicherte, er stehe dem Antrage wohlwollend gegenüber, daß er ihn der Deputation gerne übergeben wissen wolle, wußte man schon den Ausgang. Gott bewahre das Wahlrecht vor dem Wohlwollen des Herrn Opitz, denkt der Hörer ... Nun hat die Deputation über die Deputation zu befinden. Kein Zweifel: die Deputation wird mit der Deputation zu Ende sein. Wer Geheimrat Mehnert gestern den donnernden Schwingen, wer ihn bei einem spontanen, begeisterten und daher verzeihlichen Bravo die Tribünen stürmen sah, der weiß im voraus, wie die Dumaessenz mit dem Kadettenantrag umgehen wird. Es ist im Grunde auch gleichgültig. Das sächsische Volk weiß ganz genau, daß über den Wahlrechtsentwurf — das Kind bei aller überflüssigen Geheimnistuerei unwidersprochen — in all den langen Wochen noch gar nicht verhandelt worden ist. Das spricht Bände. Die zwei Wahlrechtsparteien verhandeln nicht über das Wahlrecht, sondern über ihre Parteiinteressen. Derweilen sieht das Volk vor den Toren, und wenn es einmal in parlamentarische Form auf der Galerie eine Stunde lang im Ulmut verletzt, macht Herr Mehnert, der Allmächtige, von seinem Hausrecht häretischen Gebrauch.

Der Vorgang ist für die Lage geradezu symbolisch. In diesem Kulturstaate hält es eine allmächtige Fraktion für ihr Recht, über das politische Bürgerrecht so zu beraten, als ob es sich um ein Geschenk für Heloten handle. In keinem deutschen Bundesstaate, außer in Schaumburg, mit dem wir stolz um die Palme ringen, dürfte sich die „Ritterschaft" sonst auf den Standpunkt stellen: „Wir leiden's nicht." Selbst des Fürsten Bülow Erklärung zu der preußischen Wahlrechtsfrage war nicht so mit Hohn durchtränkt wie dieser Deputationsjubel. Es wird da geheimgehalten, was bis jetzt mit im Wahlrechtsentwurf geschehen ist. Und durch Interpellationen erfährt man endlich, daß nichts geschah. Nichts. Aber doch viel für alle, denen das heutige sogenannte Wahlrecht das Wasser liefert auf ihre Mühlen. Das Prinzip „aufgeschoben ist vielleicht aufgehoben" hat sich in dieser Deputation bis jetzt glänzend bewährt. Da es der Minister antastet, wirkt es — so denkt man — noch hübscher. Es macht sich reizend, wenn man die Verschleppungspolitik als ein wertvolles Volksrecht verteidigt gegen die Regierung. Auch diese Taktik ist denen nicht neu, die ihren treuen Dienstmann Watzdorf auf dem Sühnealtar des Vaterlandes opferten, als er seine Arbeit getan hatte. Nur daß Graf Hohenthal kein bequemer Mohr ist. Er hat sich's vorgenommen die Wahlrechtsfrage baldigst zu lösen. Und die Lösung, gleichviel in welcher Form, ist den Getreuen des Herrn Mehnert in tiefster Seele zuwider. Nie werden sie wieder ein Geschäft machen, wie mit dem jetzigen Wahlrecht. Nicht einmal mit der verzwickten Methode Heink. Und so werden wir wohl bald erfahren, daß das Kommunalverbandswahlrecht, das allüberall als unsympathisch und unmöglich empfunden wird, der Deputation, wenn's mit dem Aufschieben nicht länger mehr geht, die Handhabe gibt, die Regierungsvorlage überhaupt, auch in ihrem diskutablen andern Teil abzulehnen.

Einstweilen darf man aber auf die Entschleierung neugierig sein. Weil der Vorgang so viel Humor bringt in dem politischen Tohuwabohu dieses Frühlings. Der feierliche Ernst, mit dem man gestern über die Interpretation der Hausgesetze akademische Disputationen führte, läßt da allerhand hoffen. Niemand hatte den Gedanken, daß auch die Statuten einer gesetzgebenden Körperschaft nicht geschaffen sind, um diese Körperschaft zu tyrannisieren. Wie der wahre Richter jeden Fall nach dem von sem beurteilt und seine Beschäftigung nachweist, da er für sein Rechtsgefühl das geschriebene Recht findet, so hätte auch hier nur der eine Gedanke herrschen dürfen, der staatsrechtliche Weg für die berechtigten Ansprüche eines mündigen Volkes müsse gefunden werden. Doch hier stritten sich die Leut' herum, wie man von Gesetzes wegen das Geheimnis nicht lüften dürfe! Ein Geheimnis, das jedermann kennt. Das Geheimnis der Wahlrechtsverschleppung.

Es wurde auch auf der rechten Seite viel geredet von den Rechten, von den Pflichten der Presse. Herr Opitz meint, man müsse in der Dunkelkammer bleiben, weil sonst die Presse Pressionen ausübe, weil die Freiheit des Gedankens behindert werde. Und fühlte sich, sagte er, reinen Herzens. Dies Kind, kein Engel ist so rein, hofft also auf Gedanken bei andern, hegt selbst Gedanken, die auszusprechen sich die Herren vor der Oeffentlichkeit scheuen würden? Recht volksfreundlich ist dieser Gedankengang des getreuen Eckart aus Treuen. Fast möchte man danach wünschen, daß die Deputation im Dunkeln weiter munkle. Da würde die Gedankenfreiheit, die Herr Opitz zu geben, zu schätzen wünscht, nicht gestört. Indiskretionen würden aber dafür sorgen, daß wir mehr von diesen Wahlrechtsgedanken hörten, die so empfindlich sind, daß sie weder Luft noch Licht vertragen.

Darüber aber sei man nicht im unklaren, daß die Erbitterung groß ist im Volke. Herr Mehnert kann viel. Aber mit der Räumung der Tribüne ist der Groll nicht auch geräumt. Wer das Volk hinausweist auf die Straße, trägt auch die Verantwortung dafür. Es steht zu fürchten, daß die Symbolik des Vorganges traurige Tage wieder aufleben lasse. Die Verantwortung für jedes Unheil werden die tragen, die gestern das Recht auf die Dunkelkammer, auf die Wahlrechtsverschleppung verteidigten, deren Gedanken nur geheim gedacht werden dürfen. Herr Mehnert und seine Freunde vermögen viel. Aber die Verantwortung für die Verschleppung kann eine Last werden, die selbst so starke Schultern niederdrückt ...

***

Tut's nicht wieder!

Von unserm ⊙-Mitarbeiter.

London, 10. März.

Die komische Illustration zum „Zwischenfall" ergibt sich von selbst. Zwei Schuljungen, mehr oder weniger schuldbewußt, und der strenge Herr Lehrer oder Vater mit der ernsten Warnung: Tut's nicht wieder! Lord Lansdowne, der frühere Minister des Aeußeren und jetzige Führer der Konservativen im Oberhause, spielte gestern die Rolle des Vater John Bull. Ganz sanft, wie sich's für den Gast seines eigenen Jungen ziemte, legte er die freundliche Erwägung anheim, daß solch Briefwechsel besser auf seltene Fälle beschränkt bleibe. Und etwas schärfer rieb er dem andern unter die Nase, daß Kabinettsminister nicht wie die alten Weiber alles ausquatschen sollten. Mit diesen beiden Rügen sagte Lord Lansdowne so ziemlich alles, was England denkt und gesagt haben will. Beide Kammern gingen zur Tagesordnung über und werden wohl kaum ein weiteres Wort über den Fall austauschen.

Es ist alles soweit glücklich abgelaufen, wider Erwarten ruhig, und wer damit zufrieden ist, verschließt am besten alle weise Moralzieherei auf später. Nur einen Punkt darf man mit gutem Recht hervorheben. Wem haben wir diese ruhige und schnelle Erledigung des heiklen Falles zu verdanken? Dem guten Willen und ernsten Bestreben der Presse in beiden Ländern! Die Herren vom grünen Tisch huldigen bekanntlich der äußerst bequemen Gewohnheit, die Presse als Urheberin alles Bösen in der Welt hinzustellen. Auch Lord Rosebery, der gestern ziemlich unberufen das Wort ergriff, leierte das alte Lied von dem gefährlichen Gebaren der Presse ab und meinte dabei nicht allein die „vornehme" Erzsünderin „Times". Die obersten Behörden haben kein Verdienst daran, daß zwischen Deutschland und England keine Wortfehde entbrannt ist. Zu der ursprünglichen Geschwätzigkeit des Marineministers kam eine departementale Bummelei. Wenn der Schatzkanzler bereits am Freitag im Unterhause mitgeteilt hätte, daß Brief und Antwort auch dem auswärtigen Minister vorgelegen habe, dann wäre der Vorgang noch viel unbedenklicher als jetzt schon und ganz nach Reglement und Verfassung erschienen und schon in 24 Stunden erledigt gewesen. Doch statt diesen für Englands Urteil ausschlaggebenden Punkt sofort zu erwähnen, beschließ man sich drei Nächte lang, ob die simple Tatsache kein Staatsgeheimnis wäre, und schuf dadurch geradezu die Gefahr, daß die Sensationspresse inzwischen der starken Verlockung nachgeben und einen großen Spektakel in Szene setzen würde. Nein, diesmal war es die verleumdete Presse, die die Situation gerettet hat. Man mag lächeln, wie stolz die hiesigen Zeitungen auf ihre ungewohnte Selbstbeherrschung sind. Wenigstens läßt sich jedes Blatt drahten, daß seine Haltung die ganz besondere Freude und Bewunderung des deutschen Volkes erregt! Mag Selbstlob und Reklame mit unterlaufen, die erfreuliche Hauptsache bleibt, daß die Presse mit verschwindenden Ausnahmen der Parole folgte: Unsinn ist das Gestänker. Ruhe halten. Wer schimpfen will, schimpfe auf die — „Times". Und wie können uns beides gefallen lassen, die freundliche Ruhe und die abfällige Kritik über die bankrotte „Times".

Das kaiserliche Schreiben war eine plötzliche Kraftprobe für die deutsch-englische „Freundschaft". Der gute Ausfall verleite jedoch niemand zu verhängnisvollen Fehlschlüssen. Es ist richtig, England kennt den Kaiser besser, seine edlen Absichten, seine Vorzüge und seine Schwächen werden ehrlicher abgeschätzt als früher und gegenwärtig steht man noch etwas unter dem Eindruck des Besucherfolges. Trotzdem hüte man sich, die Jingopresse zu stark in Versuchung zu führen. Ein zweites Mal paßt es ihr vielleicht nicht in den Kram, ähnliche Besonnenheit zu üben. Darum „tut's nicht wieder". Die eifrige Liebenswürdigkeit ist am Engländer vergeudet. Je mehr man sich um seine Meinung kümmert, desto hochnäsiger wird er. Und in der Flottenfrage gibt es nur eine Richtschnur: ein jeder baut, wie's ihm beliebt. Danach handelt England, ohne uns oder irgendeine Macht zu berücksichtigen; warum sind wir immer so emsig bemüht, unsern Flottenbau dem Briten im rechten Lichte erscheinen zu lassen? Müssen wir es ihm denn jeden Tag haarklein beweisen, daß er sich nicht vor uns zu fürchten braucht? Sonderbare Diplomatie!

Auswärtige Minister über die politischen Zeitfragen.

Die augenblicklich im Brennpunkte des Interesses stehenden internationalen Fragen, die Orientkrisis und die Lage in Ostasien, waren gestern gleichzeitig in zwei Parlamenten Gegenstand der Erörterung. In der russischen Duma äußerte sich der Minister des Aeußeren

Iswolski über das Verhältnis zu Japan

wie zu den übrigen Mächten. Es wird darüber telegraphisch gemeldet:

Petersburg, 11. März.

Die Duma verhandelte über die vom Ministerium des Aeußeren eingebrachte und von der Kommission begutachtete Gesetzvorlage über die Umwandlung der russischen Gesandtschaft in Tokio in eine Botschaft. Gutschkow (Oktobristenführer) behandelte in längerer Rede die Vorlage. Hierauf ergriff der Minister des Aeußeren Iswolski das Wort und besprach zunächst die nach dem Vertrage von Portsmouth, der einen Präliminarcharakter gehabt habe, mit Japan abgeschlossenen verschiedenen Verträge und Abkommen. Aus den hierzu erforderlichen Verhandlungen sei offenbar geworden, daß die Sicherung eines dauernden Friedens und zugleich der russischen Interessen bei einer Neugestaltung der Beziehungen zu Japan möglich sei. Wie die Geschichte lehre, hätten nach einem Kriege Völker sich vielfach achten gelernt und den Boden für gute Beziehungen gefunden, aber nur, wenn nicht einer der beiden Teile etwas einbüßte, was als natürliche Folge der nationalen Entwicklung erscheint. Trotz Opfer habe Rußland nichts von seinem historischen Erbe eingebüßt. Unberührt bliebe der Heldenmut der russischen Soldaten, unangetastet die Einheit Rußlands. Rußland konnte also Japan, in welchem gleichfalls friedliche Bestrebungen zutage traten, die Hand entgegenstrecken. Der Minister wies darauf hin, daß in dem Abkommen mit Japan vom 29 Juni nicht nur eine Garantie für die Erhaltung

Farbenphotographie.

Von Dr. Franz Kittler.

Nachdruck verboten

Der Wunsch, farbige Photographien zu besitzen, ist so alt wie die Photographie selbst. Im Jahre 1839 trat der Franzose Louis Daguerre mit dem Verfahren der nach ihm benannten „Daguerrotypie" an die Oeffentlichkeit, woraus sich dann später unsre heutige Photographie entwickelte. Die nach seinem Verfahren hergestellten Bilder waren im Anfang farblos und insofern ziemlich schwer zu erkennen, als man sie in eine bestimmte Stellung zum Lichte bringen mußte, wenn man sie betrachten wollte. Es dauerte auch nicht lange, da wurden diese Bilder besser und vor allem — farbig. Die photographierten Personen — von photographierte damals vorerst fast nur Damen — waren plötzlich sehr schön geworden. Sie hatten rote Wangen, blühende Lippen, herrliches blondes oder braunes Haar, und blaue oder braune Augen. Die farbigen Bilder waren manchmal so naturgetreu, daß die Maler für ihre Existenz zu fürchten begannen, da sie glaubten, daß es nunmehr gelungen sei, auch die Farben, die sich dem photographischen Objektiv darboten, mit Hilfe der Daguerrotypie wiederzugeben. Bald stellte es sich jedoch heraus, wie es mit dem erst sorgfältig gehüteten Geheimnisse bestellt war: der Apparat lieferte nach wie vor dunkle Bilder und die hübschen Farben, die man erblickte, waren sodann mit mehr oder minder künstlerischer Vollendung aufgemalt. Die Maler konnten alle wieder frei aufatmen, denn noch hatte die Porträtmalerei nichts von der Daguerrotypie und von der später sich daraus bildenden Photographie zu fürchten.

In jener Zeit bemühte man sich bereits ernstlich, den Fehler, den die Daguerrotypie und später die Photographie aufwiesen, nämlich daß sie keine farbigen Bilder lieferten, zu beheben. Das war leichter gedacht als ausgeführt, und je näher man der Lösung des Problems zu sein glaubte, desto größer wurden die Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten beruhten zumeist darauf, daß man nicht wußte, wie man überhaupt die Sache anzupacken hatte, daß mit andern Worten jegliche wissenschaftliche Grundlage für ein einigermaßen richtiges Vorgehen fehlte. Diese geschaffen zu haben, ist das Verdienst des berühmten Physikers Helmholtz, der den Beweis erbrachte, daß sich alle Farben, die überhaupt in der Natur vorkommen, aus drei Grundfarben, nämlich aus Rot, Gelb und Blau zusammensetzen.

Damit beginnt eine neue Richtung in bezug auf die Bemühungen zur Herstellung farbiger Photographien. Früher hatte man die Sache auf Grund einer Beobachtung zu lösen versucht, die der Physiker Seebeck in Jena gemacht hatte und deren auch Goethe in seiner sonst nicht allzu vortrefflichen Farbenlehre Erwähnung tut. Die Grundlage der damaligen photographischen Verfahren bildete das Chlorsilber. Seebeck hatte beobachtet, daß dieses, wenn man das durch ein Prisma zerlegte Sonnenlicht darauf fallen läßt, angewährt die Farben des Sonnenspektrums annimmt. Man hatte also von dieser Erkenntnis ausgehend versucht, das Chlorsilber gewissermaßen durch das Licht selbst zu färben und so farbige Photographien zu erhalten. Diese Versuche begannen im Jahre 1841, als der berühmte Astronom Herschel die fast vergessene Beobachtung Seebecks wieder ans Tageslicht zog.

Die bereits erwähnte Entdeckung Maxwells, daß sich alle Farben aus den drei Grundfarben Rot, Gelb und Blau zusammensetzen, gab den Versuchen, farbige Photographien zu erzielen, eine neue Richtung. Maxwell hat gezeigt, daß sämtliche Farben und Farbentöne, die unser Auge wo es auch sei erblickt, sich aus Rot, Gelb und Blau zusammensetzen lassen. Diese drei Farben sind also die Grundfarben, alle übrigen sind lediglich Mischfarben aus ihnen. Wollte man also farbige Photographien herstellen, so mußte man die Mischfarben des Objekts in ihre Grundfarben zerlegen und gewissermaßen diese photographieren. Man mußte also alle Teile auf die Platte bannen, die gelbe Lichtstrahlen aussenden, und alle Teile, die rote aussenden, und endlich alle, die blaue aussenden. Setzt man diese drei verschiedenen Aufnahmen wieder zusammen, so muß sich, wie man ganz richtig folgerte, ein farbiges Bild ergeben, dessen Farben denen des Originals entsprechen.

Das war ja soweit ganz schön und richtig, aber wie sollte man die Sache ausführen, wie sollte man die verschiedenen Mischfarben des Objekts in seine Grundfarben zerlegen, und wie sollte man diese Grundfarben wieder zu einem Bilde vereinigen? Wie klar also auch das, was zu geschehen hatte, erkannt war, so große Schwierigkeiten boten sich der technischen Ausführung dar: die Zahl der Vorschläge, die im Laufe der Zeiten gemacht wurden, ist Legion. Zu Dutzenden tauchten Methoden aller Art auf, die sämtlich mehr oder minder schlechte Bilder lieferten oder so umständlich waren, daß sich ihrer Verwendung unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten. Wir können sie deshalb hier übergehen, um uns denjenigen Methoden zuzuwenden, die einen wirklichen technischen Fortschritt bedeuten.

Unter diesen ist zunächst das Verfahren des Franzosen Ducos du Hauron zu erwähnen, der die in natürlichen Farben aufzunehmende Landschaft, oder was es sonst sein mochte, dreimal photographierte. Bei der ersten Aufnahme hielt er vor das Objektiv des Apparates eine rote Glasplatte. Da eine solche nur rote Strahlen hindurchgehen läßt, die blauen und gelben aber zurückhält, so wurden also nur diejenigen Partien des Objekts aufgenommen, die rote Strahlen aussandten. Dann machte er eine zweite Aufnahme, wobei er eine gelbe Platte vorhielt; es kamen also die gelben Partien des Objekts zur Aufnahme, und hieran schloß sich eine dritte Aufnahme durch eine blaue Glasplatte hindurch. So entstanden drei Platten, die ziemlich gleichartig aussahen. Legte man sie jedoch übereinander und betrachtete man sie gegen das Licht, so trat das ein, was Houron vorausgesehen hatte: aus den drei Grundfarben bildeten sich wieder die entsprechenden Mischfarben und das Auge erblickte somit ein farbiges Bild.

Damit war das Problem der farbigen Photographie bis zu einem gewissen Grade gelöst; allerdings noch nicht vollständig, weil das richtige Bild nur dann entstand, wenn sich die drei Platten ganz genau deckten, und weil man besondere Einrichtungen konstruieren mußte, die eine Betrachtung bei genauem Decken ermöglichten. Wurden die Platten nur irgendwie gegeneinander verschoben, so konnten natürlich nicht die richtigen Mischfarben entstehen und das Bild wurde unfarben.

Eine bedeutsame Verbesserung rührt von Professor Miethe in Berlin her, der sein Verfahren so ausgestaltet hat, daß ein größerer Kreis das farbige Bild gleichzeitig zu betrachten imstande ist. Auch hier wird jede Aufnahme mittelst dreier farbiger Glasplatten, sogenannter „Farbenfilter", gemacht. Diese drei Aufnahmen, die gleichzeitig gemacht werden können, werden gleichzeitig in einen Projektionsapparat eingeschoben und so an die Wand geworfen, daß sie sich vollkommen decken. Es ergibt sich dann ein prachtvolles farbiges Bild, das von einem größeren Auditorium auf einmal betrachtet werden kann.

In jüngster Zeit haben nun aber die beiden berühmten Photographen August und Louis Lumière in Paris, die Erfinder des Kinematographen, die Verfahren der Farbenphotographie dadurch auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gehoben, daß sie eine außerordentlich genial erdachte Vereinfachung einführten. Bei ihrem neuen Verfahren sind keine drei Aufnahmen mehr nötig und auch die drei farbigen Glasplatten, die Farbenfilter, fallen weg. Es erübrigt sich deshalb auch, drei photographische Platten, jede für sich zu entwickeln, eine zeitraubende Manipulation, die bei den bisherigen Methoden nicht zu umgehen war; auch die mannigfachen Vorrichtungen, die konstruiert wurden, um die drei Aufnahmen zur genauesten Deckung zu bringen, können wegfallen.

Das Verfahren der Gebrüder Lumière ist, wie bereits erwähnt, ein sehr genial erdachtes. Sie nehmen die mikroskopisch kleinen, aber glashellen und vollkommen durchsichtigen Körner der Kartoffelstärke und machen daraus drei Haufen. Der eine wird gelb, der zweite rot und der dritte blau gefärbt, so daß also jeder der Haufen eine andre Grundfarbe vertritt. Dann werden sie gemischt, so daß also die drei Grundfarben in dem nun entstehenden neuen Haufen im richtigen Verhältnis vertreten sind. Die photographische Platte wird sodann mit diesem Gemenge überstreut, wobei es durch eine besonders erdachte Methode gelingt, sie mit äußerst dichten und feinen Stärkekörnern zu versehen. Die Stärkekörner werden noch etwas gequetscht, so daß sie die Platte möglichst vollständig decken. Sie sind so klein und liegen so dicht aufeinander, daß auf den Durchmesser einer Nadel nahezu 1500 derselben gehen und daß eine Platte vom Formate 9 : 12 zwanzig bis dreißig Millionen derselben enthält. Betrachtet man eine solche Platte unter dem Mikroskope, so sieht man, daß rote, gelbe und blaue Körnchen aufs innigste und gleichmäßigste gemengt dicht aneinander liegen.

Photographiert man nun mit einer solchen Platte, so gehen die von dem zu photographierenden Objekte ausgesandten Lichtstrahlen durch die farbigen Stärkekörnchen hindurch, ehe sie auf die photographische Schicht kommen. Es werden also die Mischfarben in die Grundfarben zerlegt. Entwickelt man nun die Platte, die dann noch einer besonderen Behandlung unterworfen wird, so sieht sie zunächst wie eine gewöhnliche photographische Negativplatte aus; hält man sie aber gegen das Licht oder wirft man ihr Bild durch einen Projektionsapparat auf einen Schirm, so erhält man ein herrliches Bild des photographierten Gegenstandes in natürlichen Farben.

Ueber den Fortschritt, den diese neue Methode bedeutet, und über die Schönheit der durch sie erzeugten Bilder, die allerdings noch den einen Nachteil haben, daß man sie nur bei Betrachtung gegen das Licht farbig sieht, äußert sich einer der bekanntesten Forscher und Bahnbrecher auf photographischem Gebiete, Herr Dr. Krügener, folgendermaßen:

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19080313/1